

Andacht von Oberkirchenrat Prof. Dr. Christoph Schneider-Happrecht

Apostelgeschichte 16,9-15

Liebe Gemeinde,

Das Evangelium von Jesus Christus kommt nach Europa. Paulus, Silas und Timotheus, eine kleine Gruppe von Missionaren, wagt die Überfahrt von Kleinasien über das Mittelmeer auf den Kontinent. Wie es den dreien wohl heute erginge? Möglicherweise würden sie es überhaupt nicht schaffen an Land zu gehen. Die Distanz auf dem Meer zwischen der Türkei, den griechischen Inseln und der Küste des Festlandes wäre zwar nicht weit und für das Boot bei ruhiger See leicht zu überwinden. Aber es könnten ihnen Patrouillenboote der griechischen Küstenwache oder Fischerboote entgegenkommen, sie umkreisen, abdrängen, anrempeeln und zum Kentern bringen wie es jetzt Nacht für Nacht geschieht, wenn die Boote der Flüchtlinge aus Afrika und Asien zurückgedrängt werden. Die Fremden, die da gegen die Festung Europa andrängen, werden als feindliche Eindringlinge betrachtet, die es abzuwehren gilt. Wie sie so wären Paulus, Silas und Timotheus vielleicht ins Meer gestoßen worden und ertrunken. Die Festung Europa verteidigt sich – und das Mittelmeer wird zum Massengrab. Gerade in den Gewässern, über die einst das Evangelium zu uns kam, führen bewaffnete Nationalisten einen nicht erklärten Krieg gegen Flüchtlinge. Aus Furcht vor Terror, vor allem aber vor einer türkisch-islamischen Expansion, fühlen sie sich berechtigt, auch mit Gewalt vorzugehen. Wenn ich den Bericht vom Weg des Evangeliums nach Europa heute lese, dann erinnert er mich zunächst an das schreiende Unrecht, Gewalt und Tod für hunderte, ja tausende von Flüchtlingen. Viele wollen der Armut und Gewalt in ihren Ländern entkommen, setzen alles auf eine Karte, wollen lieber sterben oder in der Illegalität leben als im Elend bleiben. Sie träumen von Europa, dem Kontinent des Wohlstands und der Humanität. An den Grenzen Europas finden sie keine Menschlichkeit. Ihr Leben wird nicht geachtet. Das sehen wir uns seit Jahren hilflos an. Das schreit zum Himmel. „Moment mal“, „mögen Sie jetzt einwenden. Was hat denn das mit der Erzählung aus der Apostelgeschichte zu tun. Da geht es doch um Mission, und zwar christliche Mission. Diejenigen, die heute über das Mittelmeer kommen, sind meist Muslime. Und darunter gibt es auch solche, die in Europa mit friedlichen oder auch mit gewaltsamen Mitteln für den Islam Mission treiben. Das können wir doch nicht unterstützen!“ Ich entgegnete: „Richtig. Der Einwand ist nicht von der Hand zu weisen. Und trotzdem bewährt sich unsere europäische Kultur, bewähren sich unsere christlichen Wurzeln gerade darin wie wir mit den Fremden, die zu uns auf den Kontinent kommen umgehen. In der heutigen Situation hält uns die Erzählung vom Weg des Evangeliums nach Europa zuerst einmal den Spiegel vor. Sie klingt für mich heute zunächst wie das Lehrstück einer humanen Kultur des Umgangs mit den Fremden wie sie dem Christentum entspricht: Im Mittelpunkt stehen dann zwei Elemente: offene Begegnung und Gastfreundschaft. In einer fast idyllischen Szene wird geschildert wie Paulus und seine Genossen am Sabbat zu den Frauen am Fluss gehen, sich zu ihnen setzen und mit ihnen reden. Es herrscht Gesprächsbereitschaft. Man scheint neugierig auf die Neuankömmlinge. Die haben den Drang mit den Einheimischen in Kontakt zu kommen. Begegnung beruht auf Offenheit und die wiederum setzt voraus, dass man keine Furcht voreinander hat, oder besser: dass der Mut und das Vertrauen stärker sind als Furcht und Misstrauen. Wir erfahren in der Erzählung des Lukas nichts über die Gefühlslage der Frauen und der Apostel. Aber wir werden Zeuge einer alltäglichen Szene menschlichen Zusammenlebens. Sie ist nur möglich, weil da ein Gefühl von Sicherheit und Vertrauen ist, weil es da am Fluss eben ungezwungen zugeht. Zusammenleben, Konvivenz heißt das Stichwort. Und wir finden es in einem klugen Buch eines Heidelberger Missionswissenschaftlers mit dem Titel „Den Fremden verstehen“, als das zentrale Element einer christlich geprägten Kultur des mitmenschlichen Umgangs. Zusammenleben, Konvivenz heißt: den anderen teilhaben lassen an meinem Leben und teilnehmen an seinem Leben. In einem Radiointerview über Integrationskurse sagt eine Frau aus der Türkei: „Ich habe Deutsch gelernt. Ich möchte eine deutsche Freundin haben.“ Sie will dem von Furcht bestimmten Drang widerstehen, sich abzuschließen in der Fremde, unter seines- und ihresgleichen zu bleiben. Sie braucht Einheimische, die sie als Freundin wollen.

Hier kommt nun das andere Element: die Gastfreundschaft. Verstehen wir die Purpurhändlerin Lydia aus der Stadt Thyatira, die ja zu einer Stütze des Paulus in seiner Europamission geworden ist, doch zunächst einmal als das Musterbeispiel einer Europäerin. Da ist sie, die Freundin. Sie wagt es tatsächlich, die fremden Männer als Gäste in ihrem Haus aufzunehmen. Sie ist eine unabhängige Geschäftsfrau, jemand der auf seinen Namen achten muss. Die Fremden zu beherbergen könnte geschäftsschädigend sein. Arbeit bringt es auf alle Fälle. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie alleinstehend war – und dann die zugereisten Männer. Eine mutige Frau, die sich wenig um ihren Ruf kümmert. Sie steht für eine europäische Kultur der Gastfreundschaft, die zutiefst christliche Wurzeln hat. Wer in späteren Zeiten ein Kloster besuchte, der hatte das Recht drei Tage dort zu bleiben, dann musste er arbeiten. Neulich sah ich einen Film, in dem ein junger Mann versuchte ohne Geld als Wanderbursche von Paris nach Berlin zu kommen. Er klopfte an die Türen eines Klosters und bat um Herberge, wurde aber abgewiesen. Die Kultur des Privaten hat auch vor der Klosterpforte nicht Halt gemacht. Mit wem pflegen wir Gastfreundschaft? Wen laden wir in unser Haus? Ergeht es uns so wie jenem jungen Dozenten in Basel, der mit seiner Frau eines Abends zu Gast war bei einer alteingesessenen Honoratiorenfamilie und am Ende nach der Verabschiedung mit halbem Ohr hörte wie der Gastgeber seiner Gattin ins Ohr raunte: „Ma cha se ilade.“ Oder haben wir vor lauter Arbeit fast keine Zeit mehr dafür die Gastfreundschaft zu pflegen? Lydia geht es anders. Sie gibt Paulus und seinen Genossen einen Vertrauensvorschuss. Lydia – eine europäische Gastgeberin.

Auch die christliche Kultur des Zusammenlebens mit dem Fremden beruht auf der Mission als zentralem Anliegen des christlichen Glaubens. Die knappe Reisebeschreibung des Weges von Troas bis nach Philippi, der Sabbatbegegnung am Fluss bis zur Aufnahme im Haus der Lydia ist ein Lehrstück in Sachen Mission. Für unsere Landeskirche hat Mission einen hohen Stellenwert. Ich erinnere an eines der Ziele im Kirchenkompass: „Die Evangelische Landessynode in Baden ermutigt dazu, gerne und überzeugend vom Glauben zu sprechen.“

Mission darf nicht gleich unter den Verdacht gestellt werden, hier werde den Menschen etwas aufgezwungen. Ganz im Gegenteil, sagt unser kleines Lehrstück in Sachen Mission: Am Anfang steht eine Einladung. Paulus sieht des Nachts eine Erscheinung. Ein Mann aus Mazedonien, also offensichtlich erkennbar an der Landestracht, steht vor ihm und bittet: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns.“ Gewiss ein Traumgesicht oder eine ekstatische Vision. Mit Freud mag man es kritisch deuten als Wunschbild, als Projektion der ehrgeizigen Wünsche des Paulus, den ganzen Erdkreis zu erreichen mit seiner Botschaft. Das trifft die Sache aber nicht: Wie viele Menschen in anderen Ländern heute so deutet auch Paulus sein Traumbild als göttliches Zeichen. Ihm wird ein Auftrag gegeben. Die Menschen in Mazedonien laden ihn ein. Er ist legitimiert zu kommen. Wer vom Glauben reden will, der muss wissen, dass das für den anderen willkommen ist. Wir setzen oft voraus, dass das den anderen Menschen nicht willkommen sei und entschuldigen uns fast dafür, dass wir Christen sind. Der persönliche Glaube, das ist etwas sehr Persönliches und Intimes. Vielen fällt es leichter von der Sexualität zu reden als vom Glauben. Wir sind dann überrascht, auf wie viel Interesse wir stoßen, wenn wir es wagen vom Glauben zu reden. Viele Menschen wünschen sich das und erleben es als hilfreich.

Das ist nun das zweite wichtige Element in unserem Lehrstück über Mission: hilf uns! Vom Glauben zu erzählen kann und soll als Hilfe erfahren werden. Um was für eine Hilfe geht es da? Vorstellbar ist, dass Paulus da einen mazedonischen Christen vor sich sieht, der ihn ruft und sagt: Hilf uns beim Gemeindeaufbau, wir schaffen es nicht allein. Aber das ist unwahrscheinlich. Es geht um mehr: Bring uns die lebensrettende Botschaft des Evangeliums nach Mazedonien, nach Europa. Es geht um die entscheidende Hilfe zum Leben, den Glauben an Jesus Christus, den um unserer Sünden willen Gekreuzigten und um unserer Rettung vom Tode willen von Toten auferweckten Sohn Gottes. Es geht um die Befreiung von den Mächten der Sünde und des Todes durch den Glauben an Jesus Christus. Glaubenshilfe als Lebenshilfe. Unsere Gesellschaft ist darauf angewiesen, dass wir

Christen ihr diese Hilfe anbieten, dass wir gerne von unserem Glauben reden. Es ist eine Einladung zum offenen Dialog, auch mit den Menschen, die anderen Religionen angehören. Wir müssen in Deutschland und Europa wegkommen von einem interreligiösen Dialog, der davon geprägt ist, dass die christlichen Kirchen ihre Geltungsansprüche verteidigen und z. B. bei den Muslimen damit Abwehr erzeugen. Wir können aber auch eine Verweigerung des interreligiösen Gesprächs, weil man selbst kritisch in Frage gestellt werden könnte, nicht akzeptieren. Zur Glaubenshilfe als Lebenshilfe gehört mehr: die diakonische Hilfe als nicht selbstvergessene, aber selbstlose Unterstützung mit dem, was zum Überleben nötig ist. Gerade die Fremden in unserem Land brauchen sie dringend.

Und noch einmal: Begegnung und Gastfreundschaft – diesmal aber als Elemente, die uns unser Lehrstück für Mission vorhält:: Wer mit Menschen überzeugend vom Glauben reden will, der kann das nicht aus einer überlegenen Position tun. Vielleicht ist die Kanzel, wo der Prediger oben steht, abgehoben ist, gerade der falsche Ort. Wer überzeugend vom Glauben reden will, braucht Kontakt und Beziehung. Es ist nötig, dass er oder sie mit den Menschen zusammenlebt, ganz alltäglich oder am Sabbat. Ich wage es zu fragen, ob ein kirchliches Amt da nicht eher manchmal hinderlich ist. Es kann Widerstände wecken. Paulus und seine Gefährten kommen zu den Frauen am Fluss als ganz normale Zeitgenossen, mehr noch, als Fremde, die auf ihre Hilfe angewiesen sind. Sie reden vom Glauben. Aber das Entscheidende können sie nicht tun. Das wirkt Gott: er tat der Lydia das Herz auf, so dass sie darauf acht hatte, was von Paulus geredet wurde. Das achtsame Hören und das Glauben ist Gottes Gabe. Das ist die große Entlastung in Sachen Mission. Wir können es Gott überlassen, was daraus wird. Er ist es, der handelt. Aber wir können uns wünschen und darum bitten, dass Menschen es hören, wenn wir vom Glauben reden. Und wenn jemand sich taufen lässt oder erneut erkennt, welche Bedeutung die Taufe für ihn hat, dann ist das ein großes Geschenk. Wünschen wir Christen wirklich genug, dass andere Menschen zu Gott finden? Erbitten wir es? Und was bedeutet das dann für unser persönliches Verhalten? Wir erfahren nicht, ob Lydia eine Bekehrung erlebt. Sie hört mit dem Herzen. Die Botschaft berührt sie in ihrem Innersten, als ganze Person mit Leib und Seele. Sie macht die Erfahrung, dass sie das, was Paulus ihr vom Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi sagt, unbedingt angeht. Sie lässt sich taufen und ihr ganzes Haus, also die Kinder, Sklaven, Knechte und Mägde gleich mit dazu. Denn sie alle waren ihr anvertraut. Das Haus, für das sie Verantwortung hatte, wurde gleichsam als Teil ihrer Person verstanden, die nun in den Leib Christi eingegliedert wurde. Heute dagegen betonen wir die eigene Entscheidung. Eltern sagen: Meine Tochter, mein Sohn soll sich einmal selbst entscheiden. Ich leide manchmal darunter, dass es den eigenen Kindern nicht immer leicht fällt und beneide die Lydia ein wenig darum, dass sie schlicht für die anderen mit entschieden hat. Aber man kann nicht für einen anderen glauben. Und der Weg zurück ins Patriarchat und Matriarchat ist uns zum Glück verwehrt. Freuen wir uns unserer Freiheit.

Aus freien Stücken hat sich auch Lydia zur Taufe begeben: die erste Christin in Europa. Die Taufe war für sie mehr als ein Zeichen. Sie war ein Akt wechselseitiger Anerkennung. Lydia wird von Gott anerkannt als Schwester Jesu Christi. Sie anerkennt Jesus Christus als ihren Bruder und Gott als Vater und Herrn. Die Taufe begründet die lebendige Gemeinschaft mit Gott in Jesus Christus. Aber damit nicht genug. Lydia sagt zu Paulus und seinen Gefährten: „Wenn ihr anerkennt. Dass ich an den Herrn glaube, so kommt in mein Haus und bleibt da. Und sie nötigte sie.“ Zur Taufe gehört also die Bestätigung, die Anerkennung durch die, die getauft haben. Die Anerkennung durch Gott zieht die Anerkennung durch die christliche Gemeinde nach sich. Lydia braucht es, als Schwester in die Gemeinschaft der Familie Gottes aufgenommen zu werden. Und dann lädt sie die Brüder in ihr Haus ein als neue Familienmitglieder und nötigt sie dazubleiben. Das ist das Geheimnis der christlichen Gastfreundschaft:: aus Fremden werden Hausgenossen, weil sie im Glauben Geschwister geworden sind. Sie sind füreinander nicht mehr Fremde, sondern Geschwister. Angesichts unserer Kultur der Gastfreundschaft ist das ein radikaler Anspruch, der uns nötigt zu überdenken, wen wir einladen und wie offen unser Haus denn ist.

Wieso aber, - und damit kommen wir zum Schluss an den Anfang zurück -, wieso ist die Gastfreundschaft der Christen als Schwestern und Brüder der Kern einer umfassenderen christlichen Kultur der Gastfreundschaft, die gerade die Fremden einschließt? Christliche Gastfreundschaft wurzelt in einem Geist, der jeden anderen Menschen als einen ansieht, den Gott anerkennt so wie er ist und zu sich ziehen will. Aus der Sicht des christlichen Glaubens ist jeder andere Mensch ein Geschenk, eine Gabe, auch wenn die Gabe manchmal zur schwierigen Aufgabe wird. Dem anderen, dem Fremden Gastfreundschaft anzubieten, das heißt, ihn als Gabe Gottes zu würdigen.